

Moral und Reziprozität: Fremdbilder in der Irak-Kontroverse

Göttlich, Andreas

Veröffentlichungsversion / Published Version

Sammelwerksbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Göttlich, A. (2006). Moral und Reziprozität: Fremdbilder in der Irak-Kontroverse. In K.-S. Rehberg (Hrsg.), *Soziale Ungleichheit, kulturelle Unterschiede: Verhandlungen des 32. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in München. Teilbd. 1 und 2* (S. 4236-4242). Frankfurt am Main: Campus Verl. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-142207>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

»Moral und Reziprozität – Fremdbilder in der Irak-Kontroverse«

Andreas Göttlich

Der vorliegende Text beschäftigt sich mit dem Problem einer möglichen Verbindung von konstitutionstheoretischen mit konstruktionstheoretischen Aussagen über die soziale Realität und folgt einer groben Zweiteilung: Nach einigen grundlegenden Gedanken sowohl wissenschaftstheoretischer als auch methodischer Natur (I.) werden selbige anhand eines Beispiels aus der empirischen Forschung illustriert (II.).

I.

Beginnen möchte ich mit einem Zitat von Immanuel Kant:

»Daß alle unsere Erkenntnis mit der Erfahrung anfangt, daran ist gar kein Zweifel; denn wodurch sollte das Erkenntnisvermögen sonst zur Ausübung erweckt werden, geschähe es nicht durch Gegenstände, die unsere Sinne rühren (...) Der Zeit nach geht also keine Erkenntnis in uns vor der Erfahrung vorher, und mit dieser fängt alle an.

Wenn aber gleich alle unsere Erkenntnis mit der Erfahrung anhebt, so entspringt sie darum doch nicht eben alle aus der Erfahrung. Denn es könnte wohl sein, daß selbst unsere Erfahrungserkenntnis ein Zusammengesetztes aus dem sei, was wir durch Eindrücke empfangen, und dem, was unser eigenes Erkenntnisvermögen (durch sinnliche Eindrücke bloß veranlaßt) aus sich selbst hergibt, welchen Zusatz wir von jenem Grundstoffe nicht eher unterscheiden, als bis lange Übung uns darauf aufmerksam und zur Absonderung desselben geschickt gemacht hat.« (Kant 1993: B1)

Das Zitat stammt aus der Einleitung in die zweite Auflage der *Kritik der reinen Vernunft*, wo Kant die alte Diskussion zwischen Empiristen und Idealisten aufgreift, ob im Verstand etwas sein könne, was nicht zuvor in den Sinnen gewesen ist. Kant beantwortet diese Frage positiv und damit zugleich diejenige Frage nach der Möglichkeit apriorischer, mit notwendiger Gewissheit auftretender Erkenntnis. Er zeigt sich überzeugt, dass die Menschheit – der wissenschaftliche wie der »gemeine« Verstand gleichermaßen – im Besitze solcher apriorischen Erkenntnisse sei. Kant dachte hierbei in erster Linie an die so genannten »exakten« Wissenschaften, also die Mathematik und die Naturwissenschaften, denen er ein erkenntnistheoretisches

Fundament zu schaffen suchte mittels einer Analyse der reinen Vernunft, in welcher er die Bedingungen der Möglichkeit empirischer Erkenntnis überhaupt sah.

Als Sozialwissenschaftler kann man nun fragen, ob es solche Sätze apodiktischer Gewissheit auch in der eigenen Disziplin gibt und wie sie gegebenenfalls zu erlangen sind. Analog zur Frage Kants, wie reine Mathematik und reine Naturwissenschaft möglich seien, lässt sich fragen, wie »reine« Soziologie möglich ist. Sie müsste den Überlegungen Kants zufolge solche Aussagen beinhalten, die sich auf formale Wahrnehmungsstrukturen des Sozialen beziehen, wie sie die materiale soziale Realität immer schon vorformen. Ich gehe bei den folgenden Überlegungen davon aus, dass solche Aussagen existieren und beispielsweise in der Lebenswelttheorie von Alfred Schütz gefunden werden können. Meine Frage lautet: Wie gelangt man als empirisch Forschender zu derlei Erkenntnissen?

Bei einer Beantwortung dieser Frage tut man – so meine ich – gut daran, zwei wesentliche Lehren der Kantischen Argumentation zu beachten:

1. Die erste klang eben bereits an: Das Feld einer reinen Soziologie ist dasjenige einer Bewusstseinsanalyse in soziologischer Absicht. Analog zu Kants Suche nach Wahrnehmungs- bzw. Verstandesformen, in welche die Objekte menschlicher Erkenntnis eingefügt werden, lässt sich nach Konstitutionsprinzipien, nach Erkenntnisformen des Sozialen schlechthin suchen, in denen dem Menschen seine soziale Umwelt präsent wird. Eine Wissenschaft vom Sozialen, die eine solche Überlegung zum Ausgangspunkt nimmt, steht zur empirischen sozialwissenschaftlichen Forschung in einem Fundierungsverhältnis. Das verweist auf die zweite Erkenntnis, die man von Kant lernen kann:
2. Die empirische und die apriorische Erkenntnisebene – in der Terminologie Kants gesprochen: Fragen der Genesis und der Geltung – sind hinsichtlich ihres jeweiligen Begründungsrahmens strikt zu trennen. So besteht Kant auf der Unzulänglichkeit des induktiven Verfahrens im Hinblick auf die Erstellung apodiktischer Sätze:

»Erfahrung gibt niemals ihren Urteilen wahre oder strenge, sondern nur angenommene und komparative Allgemeinheit (durch Induktion), so daß es eigentlich heißen muß: soviel wir bisher wahrgenommen haben, findet sich von dieser oder jener Regel keine Ausnahme.« (Kant 1993: B 3/4)

Nun liegt mit dem, was der Schütz-Schüler Thomas Luckmann mit dem Terminus »Protozoziologie« belegt hat, eine wissenschaftliche Disziplin bereits vor, in der sich beide aufgeführten Momente berücksichtigt finden. So schreibt Thomas Luckmann in einem Aufsatz über das Verhältnis von Soziologie und Phänomenologie (sinngemäß: Protozoziologie):

»Die phänomenologischen Grundsätze der Verifikation unterscheiden sich wesentlich von denen, die traditionsgemäß und aus gutem Grund in den empirischen Wissenschaften angewandt werden.« (Luckmann 1979: 197),

und weiter:

»Das Ziel der Phänomenologie ist es, die universalen Strukturen subjektiver Orientierung in der Welt zu beschreiben. Das Hauptziel der Wissenschaft ist es, die allgemeinen Merkmale der objektiven Welt zu erklären.« (ebd.: 198)

Luckmann unterstreicht also die Differenz zwischen Phänomenologie und Soziologie. Jene verfähre egologisch, diese kosmologisch, die Methode jener sei reflexiv, die der letzteren induktiv. Damit stellt sich jedoch ein Problem: Wenn die genannten Analyse- und Aussageebenen prinzipiell verschieden sind, wie lässt sich dann eine Verbindung zwischen beiden herstellen?

In der praktischen Forschungsarbeit liegt eine solche Verbindung durchaus vor. Bei Kant heißt es:

»man pflegt wohl von mancher aus Erfahrungsquellen abgeleiteten Erkenntnis zu sagen, daß wir ihrer a priori fähig oder teilhaftig sind, weil wir sie nicht unmittelbar aus der Erfahrung, sondern aus einer allgemeinen Regel, die wir gleichwohl selbst doch aus der Erfahrung entlehnt haben, ableiten« (Kant 1993: B 2).

Wie geschieht dieses »aus der Erfahrung entlehnen«? Kant selbst spricht von »langer Übung« (ebd.: B 2), was auf eine erlernbare Fertigkeit verweisen würde. Wie hat man sich eine Fertigkeit vorzustellen, die es ermöglicht, zur konstitutiven Schicht alles Sozialen vorzudringen? Ich will im Folgenden in groben Zügen darstellen, wie ich mir eine solche »Übung« vorstelle.

Die eben entwickelte, vermeintliche Spannung zwischen wissenschaftlicher Theorie und Praxis lässt sich durch eine auf Hans Reichenbach (1983: 3) zurückgehende Begriffsunterscheidung zwischen Entdeckungs- und Rechtfertigungszusammenhang aufheben. Bei der Entdeckung allgemeiner Strukturgesetzmäßigkeiten ist der Forscher notwendigerweise auf die Betrachtung konkreter Einzelphänomene ebenso angewiesen wie auf die abstrahierende Verallgemeinerung von der Einzelbetrachtung. Will er jedoch die allgemeine Geltung einer derart gefundenen These rechtfertigen, so reicht es nicht aus, von einer beliebigen Anzahl untersuchter Einzelphänomene auf die Allgemeinheit zu schließen. Speziell in protosoziologischer Absicht ist ein anderer, tiefer greifender Modus der Begründung angezeigt.

Bedeutsam ist nun der Umstand, dass Entdeckungs- und Begründungszusammenhang im Falle der Kantischen Transzendentalpistemologie personal getrennt waren, oder anders formuliert: Newton entdeckte die physikalischen Gesetze, Kant versah sie mit einer transzendentalphilosophischen Geltungsbegründung. Im Gegensatz dazu betrieben Sozialforscher wie Schütz oder Luckmann empirische und

protosoziologische Studien gleichermaßen. Man darf vermuten, dass gerade diese Doppelausrichtung beiden Denkern ihre grundlegenden Einsichten in die Strukturen der Lebenswelt ermöglichte.

Wie kann ein Forscher vorgehen, der das zweifache Erkenntnisinteresse von Schütz und Luckmann teilt? Nach dem bislang Erörterten ist klar, dass nicht einfach von der Einzelfallanalyse in einer ungebrochenen Reihe von Abstraktionsschritten zur Ebene der Strukturgesetzmäßigkeiten vorgedrungen werden kann. Ein solches, rein induktives Vorgehen würde die Unterschiedlichkeit der beiden Sphären übersehen und keine ausreichende Gewissheit garantieren. Die deduktive Methode allein erscheint ebenso wenig ausreichend, schließlich entstehen Hypothesen nicht einfach aus dem Nichts, sondern basieren auf vorgängiger Erfahrung – ob wissenschaftlich kontrolliert oder nicht. Die beiden Ebenen verweisen also wechselseitig aufeinander, was auf den ersten Blick ein forschungspraktisches Dilemma mit sich zu bringen scheint.

Ein vergleichbares Problem ist in der Hermeneutik seit Schleiermacher unter dem Stichwort des »Hermeneutischen Zirkels« intensiv diskutiert und – wie ich meine – zufriedenstellend beantwortet worden. Die Feststellung, dass beide Forschungsebenen zirkulär aufeinander verweisen, bezeichnet weniger das Problem, als vielmehr bereits dessen Lösung: Der Sozialforscher, der die Ebene der empirischen Sozialforschung mit derjenigen der Protosoziologie in Verbindung bringen möchte, kommt nicht umhin, in beständigem Wechsel zwischen beiden hin- und herzuspringen. Gerade nicht in streng linearer Reihenfolge wertet er empirisches Datenmaterial aus, stellt auf dieser Analyse fußende allgemeine Behauptungen auf, überprüft deren Konsequenzen angesichts eines erneuten Blicks auf sein Datenmaterial und überlegt, ob seine Ergebnisse mit einer bewusstseinstheoretischen Begründungslogik in Deckung zu bringen sind. Für Letzteres bietet sich selbstverständlich der Rückgriff auf bestehende theoretische Vorleistungen an, während es sich für die empirische Analyse grundsätzlich als vorteilhaft erweist, wenn die Daten eine möglichst große »Bandbreite« aufweisen, sprich einen möglichst umfassenden Wirklichkeitsausschnitt des untersuchten Phänomens abdecken. Das ermöglicht dem Forscher, die verschiedenen Fälle wechselseitig zu kontrastieren, zu überprüfen, ob das, was sich in den Fällen X und Y als Strukturgesetzmäßigkeit andeutet, auch für den an der Oberfläche ganz anders gelagerten Fall Z zutrifft. Der Vorteil einer derartigen Verfahrensweise besteht neben der materialen Sättigung der Theorie in einer Schärfung des Blickes auf die empirischen Daten. Sie weist eine gewisse Ähnlichkeit auf zu dem, was Edmund Husserl als »eidetische Variation« bezeichnete.

II.

Ich möchte nunmehr die gemachten Darlegungen anhand eines empirischen Forschungsbeispiels erläutern. Dabei stütze ich mich auf empirisches Datenmaterial aus meinem Dissertationsprojekt, welches sich mit der Legitimationsdebatte um den jüngsten Golfkrieg beschäftigt. Im empirischen Fokus steht hierbei unter anderem die Frage, auf welche Art die Teilnehmer dieser Debatte (das heißt hauptsächlich Regierungs- und Kirchenvertreter) die Perspektive des irakischen Volkes, also der potentiellen Opfer eines militärischen Eingreifens, konstruieren. Bei dieser Opferperspektive handelt es sich um diejenige einer aus westlicher Sicht ethnisch, religiös wie kulturell fremden Gruppe. Aus Zeitgründen möchte ich mich auf eine einzelne Konstruktion des Fremden beschränken, wie sie von George W. Bush bzw. von Vertretern seiner Regierung vorgenommen wurde. Vorabschicken muss ich, dass es sich bei dem Folgenden um noch vorläufige Hypothesen handelt, die sich indes zunehmend verdichten.

Auf eine vereinfachende, aber griffige Formel gebracht, betrachtet die US-Regierung den Iraker von heute als den demokratischen Weltbürger von morgen. Im Hintergrund steht eine Art Chiasmus, ein spezifisches Deutungsmuster des welthistorischen Prozesses, das davon ausgeht, dass sich die Welt in einem unaufhaltsamen und unumkehrbaren Demokratisierungsprozess befindet, dessen Ende gleichzeitig das »Ende der Geschichte« (A. Kojève) bedeutet, da es die gesamte Menschheit in die ihr angemessene politische Existenzform setzt. Bedeutendster Agent dieser Entwicklung sind die USA, woraus sich spezifische außenpolitische Handlungsverpflichtungen ableiten – im vorliegenden Fall die vermeintliche Pflicht, eine notleidende Bevölkerung von dem sie unterdrückenden Terrorregime zu befreien. Die Bush-Regierung verwendet mithin traditionelle Deutungs- und Handlungsmuster der eigenen Kultur, sie bestimmt die Fremdperspektive unter Verwendung von Elementen aus dem eigenen Sinnkosmos. In protozoologischer Absicht kann die These aufgestellt werden, dass es sich hierbei um eine Grundstruktur interkulturellen Verstehens handelt.

Nun scheint die Tatsache, dass in der Position Bushs eigene Deutungsmuster zum Tragen kommen, zunächst auf die konkreten sozio-historischen und damit kontingenten Umstände zurückführbar zu sein. In einem weiten historischen Rahmen ist diesbezüglich zunächst die spezifisch neuzeitliche westliche Auffassung von Moral im Sinne eines Postulats des Perspektivwechsels zu nennen, wie sie seit der jüngeren Vergangenheit zumindest idealiter auf die gesamte Weltbevölkerung angewandt wird. Vor diesem Hintergrund kann der Anlass, die Opferperspektive überhaupt in die politische Betrachtung mit einzubeziehen, sowohl aus internationalen Verpflichtungen wie vor allem auch aus der in demokratischen Staaten gegebenen Abhängigkeit von der Wählergunst abgeleitet werden. Letztere bietet zugleich den

Grund, weshalb ein Bild von der irakischen Bevölkerung gezeichnet wurde, das an bestehende und geteilte Deutungsmuster anknüpft und dem eigenen Volk somit plausibel gemacht werden kann. Die Möglichkeit, das eigene Bild durchsetzen zu können, bestand deshalb, weil dem irakischen Volk eine demokratische Form politischer Repräsentanz unter dem Regime Saddam Husseins verwehrt geblieben war. Diese »Lücke« konnte mit eigenen Inhalten aufgefüllt werden, welche in der rein innerweltlichen Debatte zudem keine Kritik seitens einer sozusagen »authentischen« Korrekturinstanz zu befürchten hatte, so dass schließlich eine Anpassung an eigene ökonomische und politische Interessen vorgenommen werden konnte.

Die historische Kontingenz der aufgeführten Aspekte macht nun die Behauptung, dass sämtliches Fremdverstehen auf einer Unterstellung des Eigenen basiert, als allgemeine Strukturhypothese des Fremdverstehens zumindest fragwürdig. Im Zuge einer Kontrastierung mit anderen Fremdbildern, die in der Irak-Kontroverse entworfen wurden, kann die These geprüft werden: Lässt sich der gleiche Grundzug etwa in der Position der christlichen Kirche, der deutschen Bundesregierung, der Gewerkschaften, der Friedensbewegung etc. finden (...) darüber hinaus auch in der Debatte um die Kosovo-Mission in den Neunzigern (...) schließlich gar in Phänomenen des Fremdverstehens, die nicht im Kontext eines Moraldiskurses stehen? Neben einer derartigen empirischen Überprüfung in falsifizierender Absicht ist weiter nach einer möglichen positiven Bestätigung durch Analysen aus dem bewusstseinstheoretischen Paradigma zu suchen.

Wie Letzteres im Bezug auf das konkrete Forschungsbeispiel aussehen könnte, möchte ich zu guter Letzt wenigstens ansatzweise kurz andeuten: Was spricht dafür, dass der verstehende Nachvollzug von Fremdperspektiven prinzipiell nicht ohne die Applizierung eigener Deutungsmuster auskommen kann? Bei Helmuth Plessner findet sich eine in diesem Zusammenhang aufschlussreiche anthropologische Überlegung:

»Wollte man für die sphärische Struktur der Mitwelt ein Bild gebrauchen, so müßte man sagen, daß durch sie die raum-zeitliche Verschiedenheit der Standorte der Menschen entwertet wird. Als Glied der Mitwelt steht jeder Mensch da, wo der andere steht. In der Mitwelt gibt es nur Einen Menschen, genauer ausgedrückt, die Mitwelt gibt es nur als Einen Menschen. Sie ist absolute Punktualität, in der alles, was Menschenantlitz trägt, ursprünglich verknüpft bleibt, wenn auch die vitale Basis in Einzelwesen auseinandertritt.« (Plessner 1975: 304)

Vor dem Hintergrund dieser Überlegung definiert Plessner an anderer Stelle:

»Mitwelt ist die vom Menschen als Sphäre anderer Menschen erfaßte Form der eigenen Position.« (ebd.: 302)

Eine analoge Überlegung findet sich im hermeneutischen Kontext bereits bei Wilhelm Dilthey (1997: 140), der konstatiert: »das Verstehen dringt in die fremden Lebensäußerungen durch eine Transposition aus der Fülle eigener Erlebnisse«.

Auch die Schützische Fassung der Generalthese der Reziprozität der Perspektiven kann parallel zu der zitierten Stelle bei Plessner gelesen werden, besagt diese These doch unter anderem, dass der Mensch seinem Gegenüber bis auf weiteres ein dem eigenen analoges Relevanzsystem unterstellt. Neuere Ansätze wie derjenige Ilja Srubar (2002) betrachten das Verstehen des Fremden als eine Übersetzungsleistung, die neben der eigenen und der fremden Perspektive ein Drittes braucht, das »Zwischen« des Verstehensaktes. Dieser Zwischenbereich wird – bildlich gesprochen – vom Eigenen her betreten, er stellt eine Erweiterung des bereits bekannten Sinnhorizonts dar. Das Fremde kann somit nur auf der Basis des Vertrauten verstanden werden.

Ich komme damit zum Schluss. Eine Verbindung zwischen konstitutions- und konstruktionstheoretischen Aussagen ist möglich – so möchte ich meinen Standpunkt zusammenfassen – nicht im Sinne eines strengen logischen Schließens, sondern vielmehr im ursprünglichen Sinne des lateinischen Wortes *ducere*, wie es im Begriff der »Induktion« enthalten ist: Die Analyse empirischer Konstruktionen vermag den Sozialforscher zu den in diesen Konstrukten enthaltenen konstitutiven Wesensmerkmalen zu führen. Die Verbindung erscheint gar notwendig, so man den soziologischen Begründungsanspruch von Schütz bzw. Luckmann teilt, denn das Hinführen allein liefert noch keine Begründung – et vice versa.

Literatur

- Dilthey, Wilhelm (1997), *Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften*, mit einer Einleitung v. Manfred Riedel, 5. Aufl., Frankfurt a.M.
- Kant, Immanuel (1993), *Kritik der reinen Vernunft*, nach der 1. und 2. Original-Ausgabe hg. v. Raymund Schmidt, mit einer Bibliographie v. Heiner Klemme, Hamburg.
- Luckmann, Thomas (1979), »Phänomenologie und Soziologie«, in: Sprondel, Walter/Grathoff, Richard (Hg.), *Alfred Schütz und die Idee des Alltags in den Sozialwissenschaften*, Stuttgart, S. 196–206.
- Plessner, Helmuth (1975), *Die Stufen des Organischen und der Mensch. Einleitung in die philosophische Anthropologie*, 3., unveränd. Aufl., Berlin.
- Reichenbach, Hans (1983), *Ges. Werke Bd. 4, Erfahrung und Prognose: eine Analyse der Grundlagen und der Struktur der Erkenntnis*, hg. v. Andreas Kamlah und Maria Reichenbach, Braunschweig/Wiesbaden.
- Srubar, Ilja (2002), »Strukturen des Übersetzens und interkultureller Vergleich«, in: Renn, Joachim/Straub, Jürgen/Shimada, Shingo (Hg.), *Übersetzung als Medium des Kulturverstehens und sozialer Integration*, Frankfurt a.M., S. 323–345.